

Nr. 47

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

Die Leute von St. Bonifaz.

13. Rapitel.

n der folgenden Nacht schlief niemand im Gasserhäusel. Man hatte den schrecklichen Kampf vor Augen, in dem ein noch junges Leben sich mit den letten Kräften gegen den Tod wehrt. Keiner der sie Bewachenden wird die Bangigkeit dieser Stunden jemals vergessen. Mit allen zu Gebote stehenden Mitteln sucht man die erlöschenden Kräfte neu zu beleben, die Fortsetung des Kampses zu erzwingen, nicht ohne Erfolg.

Als der erste bleiche Schein des herandämmernden Morgens durch die Fenster drang,

hatte dieses vom Kiebergefolterte Herz noch nicht ausgeichlagen. Mseinige Stunden später der Arzt die Operation vorgenome men hatte und der Eitersackentleert war, sank. das Fieber fofort um ein Beträchtliches. Ein Zustand äußerster Schwäche, der hierauf einbrachte neue Besorgnis.

Aber das
Flämmehen
flackerte weiter,
und am vierten
Tag erklärte der Arzt die Frau
für gerettet. —
"Was diese Wei-

ber für eine Natur haben, ist unglaublich!" rief er lachend, entzückt von einem Sieg, den er selbst nicht erwartet hatte. "Keiner von uns dreien," erklärte er gegen Hans und Peter gewendet, "und wir sind doch kräftige Männer, hätt' das ausgehalten. Wir wären schon längst hin, sie wird seben!"

Welch ein Glückl Man umarmte sich gegenseitig, man küßte die Kinder, denen die Mutter wiedergeseben war. Hans weinte vor Frende und drückte Peter immer wieder die Hände. Ihm war's zu danken, er hatte den Kopf oben behalten. Der Doktor selbst hatte die vorzügliche Wartung hervorgehoben, er

Roman von Minna Kautsky.

wäre dazu unfähig gewesen, er war verzweiselt. Im Ort verbreitete sich nun rasch die Kunde: "die Fran kommt auf!" und nun wurde mit großer Wichtigkeit darauf hingewiesen, wie sie von dem Moment an, wo sie der Priester mit dem heiligen Sakrament verschen hatte, besser geworden sei. Und als am Sonntag nach der Predigt der Kaplan die Kranke in das allgemeine Gebet mit eingeschlossen, hatten sie sie richtig gesund gebetet. Jede von ihnen hatte Anteil an der Genesung, und man war daher

nicht wenig erbost, als Peter noch immer das

Männer. Die Angesehenen ignorierten ihn läugst. Er hatte sie durch seinen geschöftlichen Erfolg empört, wie die Frommen durch seinen Unglauben.

Für die einen war er ein Vetrüger, sür die anderen ein Reter. Selbst sein alter Freund Anton wendete ihm den Nücken, so oft er

ihn sah. Nur die Herren Maurer, und Zimmer, meister, die Ziegel und Bauholz lieserten, grüßten ihn freundlich, sast devot. Sie wendeten sich endlich direkt mit der höslichen Bitte an ihn,

fie dem fünftigen Banherrn empfehlen, damit Doftor Schloffer fie bei bem Van seiner Villa berücklich tige, und der Bimmermeister versprady ihm fogar Prozente bon bem boraussidytlichen Gewinn. Als aber Peter diefen Hoffmingsvollen rundweg erflärte, er stehe zu diesem Herrn in keinen Beziehungen und könne ihnen in teiner Beife müglich sein, hatte er sich's auch mit diesen verdorben, und

1909

(Fortlehung)



Chinefisches Leichenbegangnis.

Krankenzimmer vor teilnehmenden Besuchern verteidigte und absolut niemand einließ. Wer war denn der Mensch, daß er sich so etwas hersausnehmen durfte, aber dem sollte man's einsmal zeigen. Mathias war derselben Meinung, und er schiefte den Groll gegen den Verhaßten.

"Die Fanni sei alleweil a stark's Franenstimmer g'wesen, die hätt' no lang kein' Doktor nit braucht. Aber wenn sich der öde Kerl auf was kapriziert, dann setzt er's durch. Jetzt kann er ihn auch bezahlen." Er schmunzelte im Gefühl dieser vorläusigen Rache. Sobald sich Peter im Orte zeigte, spuckten alle alten Weiber vor ihm aus, und dazu gehörten auch viele

der Wunsch, ihm etwas anzutun, war allgemein. Den Peter schien diese Mißstimmung sehr kalt zu lassen. Er behielt seine Unbesangenheit und ließ sich diesen Beschränkten gegenüber nur selten zur Jronie eines Weitersehenden hinreißen, die allerdings am verlebendsten wirkt.

frömmelnde Stimmung in St. Vonisaz vor. Man rüstete mit mehr Eiser als sonst zu der Wallsahrt, die am Sonntag stattsinden sollte. Neue Affichen an der Kirchtüre kündeten eine Bergpredigt an, welche der Herr Kaplan, nachdem er den Segen gesprochen, an die auf der Wiese Versammelten balten wollte. Vei einem solchen. Ereignis durfte die Blirgerschaft nicht sehlen, die sich von solchen Veranstaltungen gerne losschraubte. Sie war des Betens und Fastens gründlich satt geworden, ihr einziges Streben war, Geld zu verdienen.

Frohnleichnams. den Freilich bei prozessionen im Juni, die in St. Bonifag brei Tage in Anspruch nahmen, umßte sie von Amts wegen ansriicken. Da umften der Herr Bezirksrichter und Landrat mit allen Beamten und fämtlichen Gemeinderäten offiziell, mit brennenden Kerzen im Zuge marschieren. Hier wollten sie meist nicht mit der Prozession gehen, das blieb dem Blebs vorbehalten; aber sie gedachten, oben vor der Kapelle die Ankommenden zu empfangen. Es genügte, um sein Zusammengehen mit Klerus und Megierung zum Ausdruck zu bringen und nach unten hin ein autes Beispiel zu geben.

Wachsterzen wurden in diesen Tagen in Massen gekauft und Weihgeschenke vorbereitet. Weit Zurückliegendes, das der grauesten Vorzeit angehört, wo man Barbaren durch Furcht und Grauen bezwang, war wieder lebendig geworden. Wiederspenstige sollten eingeschüchtert und Mangelleidende mit neuen Hoffnungen erfüllt werden. Daß die weiblichen Landarbeiterunnen, Mägde und Stalldirnen, daß sämtliche alten Weiber, die noch die Höhe erflimmen konnten, das gewohnte Kontingent stellen würden, war an ihren Vorbereitungen ersichtlich; aber jene, die man so gerne dabei gehabt hätte, die ländlichen Lohnarbeiter, blieben aus. Die kröftigeren Elemente unter ihnen kannten bereits den Wert ihrer Arme und den Wert ihrer Zeit. Sie kümmerten sich nicht um alte Märchen, sie verlangten nach Wirklichkeiten, nicht das, was war, sondern das, was sein wird, interessierte sie. Sie warteten nicht mehr auf die Hilfe von oben, sie waren gedrängt, sich selbst zu helfen, und es waren ihre eigenen, wertschaffenden Kräfte, die hier zum treibenden Motor murden.

Peter sah das alles ohne Erregung, ohne Vitterkeit, ohne jemand anzuklagen. Die soziale Entwicklung, die in den großkädtischen Bentren rascher vor sich ging, war hier durch die geographische Lage, durch die dadurch bedingte Isolierung erstaunlich zurückgeblieben. Aber einmal dem Verkehr erschlossen, würde sie sprungweise nachholen, was sie versäumt. Frische, ungebrauchte Kräfte werden hier zum Vorschein kommen, und sobald sie nicht mehr bloß der Armee frisches Blut zuführen werden, werden sie mithelsen, die Weltbürgerschaft vorzaubereiten.

Mit Fanni ging es nun täglich besser. Sie lag jetzt ruhig in ihrem Bett, blaß, und so schwach, daß sie sich nicht zu rühren vermochte.

Sie schlief zumeist, und wenn sie die Augen öffnete, glaubte sie noch weiter zu träumen. Aber sie war bei vollem Bewußtsein und vermochte nur manche Veränderungen nicht sofort zu begreifen. Es war so ruhig um sie berum, kein Gezank und Plärren der Kinder. Ihr Bett stand nicht in der dunklen Kammer, sondern inmitten des Wohnzimmers. Fenster waren geöffnet, die milde Luft dieser Berbsttage hatte ungehinderten Zutritt, und sie atmete sie mit Wonne. Wenn um die elfte Stunde die Sonne ins Zimmer schien, streckte sich der abgezehrte Körper voll Wohlbehagen. Ach, die Welt war so schön, die Ihrigen so gut, und sie durfte noch weiter mit ihnen leben, welch ein Glück. Ein Schimmer von Milde und unendlicher Dankbarkeit verlieh diesem blassen Gesicht etwas Nührendes. Sie lächelte, so oft Hans an ihr Bett trat, und ihre Augen sprachen ihm Trost zu, denn die seinen füllten sich mit Tränen, so oft er sie ansah. Sie ver-

rieten ihr, wie sehr er um sie gelitten, und wie es ihn überwältigte, daß sie ihm wiedergegeben war. Das erste nach dem sie verlangte, war ihr Loisi. Der Vater brachte ihn ihr und hob ihn zur Höhe des Bettes, daß sie ihn füsse. Aber der Bub wehrte sich und schrie, ihr Anblick schien ihm Entsetzen einzuflößen. Kannte er nicht mehr seine Manmi? Hatte sie sich so schrecklich verändert? Ach ja, die Krankheit mußte ihr furchtbar zugesetzt haben. Sie wußte es. Sie verlangte einen Spiegel und weinte, als sie hineingesehen. Ihr reiches Haar war schütter geworden. Die Wangen eingefallen, die Nase so spit . . . Sie würde niemand mehr gefallen, aber sie wollte auch niemand gefallen als ihrem Hans. Don ihrer Moketkerie und Gefallsucht war sie kuriert. Aber wie stand's mit der Maridai?

Mit deren Wesen und Aussehen konnte sie sich ebenfalls nicht zurechtfinden.

War das dasselbe Mädel, wie sie es zuletzt am Kirtag gesehen, mit dem roten Mützerl, mit den frischen Augen und dem lachenden Mund? Blaß und schmal war sie geworden, und stumm.

War's die Arbeit, die ihr so zusetzte? Sie hatte allerdings viel zu tun, um sie und das Haus mit allem Nötigen zu versorgen. Peter hatte ihr vieles abgenommen. Aber auch ihm gegenüber war sie seltsam verändert. Wie ein Kind hatte sie mit ihm gelacht und getändelt, unbekümmert sich von ihm schelten und korrigieren lassen, ohne dadurch geschiekter zu werden. Jett lat sie ihre Arbeit sicher und gut. Sie hielt sich mit fanatischer Pünktlichkeit an seine Anordnungen, sie ahmte ihm nach, ohne ihn erst zu befragen, und auch er verhielt sich still, blieb karg in Worten und dirigierte sie meist nur durch einen Blick. Und das mußte schon längere Beit so zwischen ihnen gewesen sein, es schien Beiden selbstverständlich.

Fa, mein Gott, hatte denn ihre Krankheit ihre ganze Umgebung so traurig verändert?

Ihre Gedanken verwirrten sich, sie vermochte ihnen nicht weiter nachzuhangen. Ermüdet schloß sie die Augen.

Als sie sie wieder öffnete, war es dunkel in der Stube. Die Lampe war angezündet und auf den Herd gestellt. Die Maridai stand davor — und Peter an ihrer Seite. Er gab ihr Anweisungen, wie sie eine Weinsuppe mit Eidotter am Feuer zu rühren habe, bis das Gericht austochte und schäumte.

Das wurde für sie gemacht. Peter verstand sich vortrefslich auf die Bereitung von guten Sachen, wie sie sie nie vorher gegessen, und sie freute sich auf den Leckerdissen. Aufmerksam sah sie hinüber. Maridai wendete ihr den Nücken zu, aber man merkte an ihrer Bewegung, wie emsig sie rührte. Sie beugte das Röpschen vor und die Silhouette ihres Halfes erschien selbst den Augen der Fanni sein und gefällig. Sie sah, wie die Augen des Wannes dieselbe Richtung hatten, bemerkte das zärtliche Lächeln um seinen bärtigen Wund, und wie er plötzlich seinem Arm um den ihrigen legte, und sie, seinem nervigen Druck gehorchend, den Topf mit seinem ausschäumenden Inhalt vom Feuer riß.

"Ein andermal paß besser auf, sonst läuft's über," sagte er trocken,

Er gab noch eine kurze Verordnung, wie sie die Speise der Kranken zu verabreichen habe, nahm seinen Hut vom Nagel und ging hinaus.

Noch glühten die Wangen der Maridai, als sie mit dem weindustenden Chandeau an Fannis Bett trat.

Diese hatte eine Frage, Peter betreffend, auf den Lippen, aber das Verlangen nach Speise war stärker als ihre Neugier. Sie aß gierig die ihr löffelweise eingegebene Nahrung und versiel wieder in Schlaf, gesättigt und von der Anstrengung erschöpft. Sie hörte das Freudens geheul nicht mehr, das die Kinder austimmten die vor der Tür auf diesen Augenblick gelauers hatten, wo ihnen der in Topf und Schüsselibriggebliebene Rest der süßen Speise zum Ausleden übergeben wurde. (Fortsehung solgt.)



Totenfulte und Bestattungsgebräuche. Von Paul Stein.

ie Bestattungsgebräuche und Totenkultbei verichiedenen Stämmen, Bölfern um Religionsgemeinschaften lassen sich in zwei Hauptgruppen bringen: entweder follten da mit den Verstorbenen Wohltaten ertviesen wer den, zum Teil in der Erwartung, sie würden sich dafür erkenntlich zeigen und den Lebenden Schutz gewähren und Wünsche erfüllen; oder man wollte verhindern, daß ihr Weist oder Schatten die Hinterbliebenen schädigt. Die bloße Absicht, ihr Andenken zu ehren, aus "Pietät", gehört der neueren Zeit an. Doch alle diese Bräuche gehören einer bereits vorgeschrittenen Epoche an. Die Wilden der Urzeit kümmerten sich nicht um die Totenbestattung; ließ man die Leichname nicht unbestattet liegen und verwesen oder von Tieren verzehren, so warf man sie den Hunden zum Fraß vor, weshalb später Hunde al-"Fetischtiere" verehrt wurden. Nicht selten wurde sogar der Leichnam von den Angehörigen selbst verspeist, aus Hunger oder als Leckerbissen, auch um die Eigenschaften des Verstorbenen sich damit anzueignen. Bei den Battas im Innern von Sumatra war es sogar noch vor nicht sehr langer Zeit üblich, daß ein lebensmilder Greis seine ganze Sippe um sich versammelte und ihr seinen Entschluß mitteilte. den Seinen einen Schmaus zu liefern. Man führte ihn unter einen Baum mit wagerechtem Ast, an den er sich mit beiden Armen hing. 🔻 Unter Absingen eines ritualen Liedes mit dem Mefrain: "Wenn die Frucht reif ist, fällt sie ab," tanzte die ganze Familie um den Baum. Dann wurde er in Stücke gehauen und mit tiefer Rührung zubereitet und verspeist. (Fr. v. Hell wald, "Naturgeschichte des Menschen," welchem Werk noch manche Angaben im nachstehenden entnommen sind.)

Das regelmäßige Begraben sett die Kenntnis des Metalls und die Erfindung von Werkzeugen zum Auswühlen des Bodens voraus; es ging zweisellos dem Verbrennen lange voraus, in Anbetracht der Schwierigkeit, Feuer zu erzeugen und Brennmaterial zu beschaffen. Ins Wasser und Brennmaterial zu beschaffen. Ins Wasser und Vernnmaterial zu beschaffen. Ins Wasser und Vernnmaterial zu beschaffen.

Bu den am meisten verbreiteten Bräuchen gehörte, dem Toten Speisen, Habseligkeiten, seine Lieblingsgegenstände, Kleider, Schmucksachen, Waffen usw. mitzugeben. Kerner wurden Opfer mit den üblichen Tänzen dargebracht, vielfach auch Menschenopfer (Sklaven oder Kriegsgefangene, so noch von Achilleus bei Homer), dem Geist des Toten selbst, sofern er nun eine Art Gott geworden oder den Göttern zugunsten des Verstorbenen; darauf sind wohl die noch jetzt vielfach üblichen Leichenschmäuse zurückzuführen. Endlich wurde lautes Klagen und Heulen angestimmt und die Tugenden und Verdienste des Verstorbenen, wirkliche und erdichtete, herausgestrichen. Berstillumelungen waren nicht selten. Noch heute schneidet sich bei den Siouxindianern mancher Leidtragende einige Fingergelenke ab, und noch in der biblischen Zeit war es üblich, sich Einschnitte ins Fleisch zu machen und Glotsen zu scheren.

Bei einem Stamm der Papuas in Australien wird die Leiche eines Häuptlings gebadet und in weißes Baumwollenzeug gehüllt zu Grabe getragen. Dann werden dem "Korwar" (Hausgötze) heftige Vorwürfe gemacht, daß er

den Tod des Verstorbenen zugelassen, hierauf wird dieser mit dem Ohr auf einen Porzellanteller in die Grube gelegt, samt Waffen und Bierate, das Grab geschlossen, mit einem Schutzdach versehen und der "Korwar" mitten darauf gestellt. Bei geringen Personen werden während der ersten Tage nach der Bestattung Speisen auf das Grab gestellt. Als Zeichen der Trauer um einen nahen Verwandten wird eine Schnur um den Hals, um entsernte eine folche um den Arm getragen. Nach einiger Zeit wird eine Statue des Berstorbenen in verkleinertem Maßstab geschnitt, als "Rorwar", in welche der umherirrende Geist des Toten hineingelockt wird, der Ursprung der späteren Statuen. — Bei einem verwandten Stamm wird die Leiche mit einem öligen Baumsaft eingerieben, gänzlich in wohlriechende Keräuter gelegt, auf einige Wochen in der Hütte aufgehängt und erst dann daselbst begraben. Später wird die Gruft wieder geöffnet, die vorhandenen Ueberreste werden herausgenommen und hinausgeworfen und nur der Unterkiefer als Heiligtum in der Hütte ausbewahrt. -- Auf einer Insel der Nenhebriden wird der Tote in Minde des Vananenbaumes gehillt -- das Gesicht wird aber unbedeckt gelassen --, dann in ein 11/2 bis 2 Meter liefes Grab gesenkt. Auf einer anderen (Tanna) werden beim Tode eines Häuptlings dessen Weiber stranguliert, damit sie ihm auch in der anderen Welt dienen können; sie selbst drängen sich dazu. Der Branch scheint verbreitet gewesen zu sein, daher die Witwenverbrennungen in Indien, die jetzt von den Engländern verboten sind. Schwache, hilflos gewordene Greise werden lebendig in ein Grab gesetzt, mit einer Matte bedeckt und unter Wehflagen wird Erde darauf geschaufelt. - Auf Samoa fasten die Bewohner eines Hauses, in dem ein Sterbefall vorkam und nehmen nur bei Nacht außer dem Hause Speise und Trank zu sich. Man hütet sich, den Leichnam zu berühren, eventuell muß man fünf Tage lang Gesicht und Hände mit heißem Wasser reinigen.

Bei den Eskimos (Innit) im äußersten Norden Amerikas wird der Sterbende von allen Jusassen der Hitte verlassen; sie überlassen ihn sich selbst, raffen ihre Habseligkeiten zusammen, verschließen die Hütte und suchen einen anderen Wohnplatz. Bei anderen Estimos legt man dem Sterbenden die besten Kleider an und biegt ihm die Knie ein. Männlichen Toten legt man Kahn, Waffen und Werkzeuge ins Grab, weiblichen Messer und Nähzeng, Kindern einen Hundekopf, damit die Scele des Hundes dem Kinde den Weg ins Jenseits weise. Mit der Mutter wird der Säugling lebendig begraben. - Bei den Koljuschen im Nordwesten Amerikas werden die Leichen unter allerlei Zeremonien auf Scheiterhaufen verbrannt. Früher wurden auch Sklaven mit verbrannt. Die Verwandten schneiden ein Jahr lang das Haar furz und lackieren ihr Gesicht mit glänzend schwarzer Farbe. — Sildamerikanische Rariben wickeln ihre Toten in Hängematten ein und begraben sie in sitzender Haltung.

Wenden wir uns nach Afrika. Bei den Buschmännern wird der Kopf des Toten mit "Buchu", der Hottentottenpomade, eingerieben, der Leichnam geräuchert und unter Klaggesängen auf die Seite in einen Graben gesenkt, samt allerlei Gegenständen. Darauf werden über die Leiche Steine dachförmig zusammengestellt. Nach Beendigung der Trauerzeremonie verläßt der Stamm den Ort auf Jahre. Die Hottentotten verehren ihre Toten, aber fürchten sie auch. Die Hütte, in der jemand gestorben ist, wird in der Megel abgebrochen und niemand wagt, mit ihrem Holze eine andere zu bauen oder Speißen zu genießen, die damit gekocht wurden. Niemand unterläßt auch, beim Vorübergehen bei einem Grabe einen Stein oder Baumast auf dasselbe zu werfen, so daß Sügel eine beträchtliche Söhe erreichen. (Auch

altgläubige Juden legen stetz einen Stein auf den Grabstein, dessen Inschrift sie gelesen.) — Bei den Kaffern herrscht der Ahnenkultus neben dem Glauben an die Scelenwanderung; sie wünschen nach dem Tode in eine gelbe Schlange verwandelt zu werden, die bei ihnen zum Mäusefangen in den Häusern benutzt und heilig gehalten wird. Der Despot Tschaka ließ beim Tode seiner alten Mutter über 1000 Kinder opfern und hernach seine Krieger damit bewirten. Dabei wurden zehn auserlesene Jungfrauen mit der Verstorbenen lebendig begraben, und die Arieger umßten ein Niedermeteln von etlichen Tausend Menschen ausführen, als Hofstaat der Verstorbenen im Jenseits. - Von allerlei sonderbaren Bräuchen bei den Betschuanen sei nur erwähnt, daß die Fußstapfen der Träger der Leiche zum Grabe sowie dieses selbst mit Weihwasser besprengt werden (Wasser mit gestampften Wurzeln vermischt), weil sonst der Boden sein Gewächs nicht liefern und kein Megen fallen würde. Schwangere Weiber millen weit draußen im Feld begraben werden, soust würde der Megen abgehalten. Von den Angehörigen aber werden sie oft bei Nacht heimlich wieder ausgegraben und in den heimischen Wergen beerdigt. Dies besonders deshalb, weil die "Zauberdoktoren" damit Regen machen, indem sie der ausgescharrten Frau Unterleib und Gebärmntter aufschliken, die Frucht berauswerfen und das in Gefäßen aufgefangene Fruchtwasser in Ochsenhörner gießen, was bei Bedarf unter Tönen auf der Pfeife den Regen herbeizieht. -- Bei den Bafioten an der füdlichen Guineafiiste wird die Leiche abgewaschen, über Feuer gedörrt oder mit Rum eingerieben und dann auf dem Friedhofe des Dorfes begraben. — Bei den Bahakas werden die Leichen Armer eingewickelt, in den Wald getragen und am Ast eines beliebigen Baumes festgebunden, nur Vornehme werden in eine flache Vertiefung des Waldbodens gesetzt und mit trockenem Holz bedeckt. -- Reger des mittleren Sudan bestatten die Toten in großen runden Gräben, in deren Wandung eine Rische den Leichnam aufnimmt. Der Tote erhält am Ropf eine geschlachtete Ziege, einige Krilge Honig und Bier und eine kleine Schüssel mit Perlen und wertvollen Muscheln auf den Mund gestülpt (im Bermögensfalle). Bei einigen Stämmen wurde beobachtet, daß sie mit einem Häuptling einen 12- bis 14jährigen Knaben und ein nahezu mannbares Mädchen lebendig begruben, um jenem die Fliegen abzuwehren. — Der Niamniam im östlichen Sudan schert sich beim Hinscheiden eines nahen Angehörigen das Haupthaar. Der Leichnam wird mit Rotholz eingerieben, mit Fellen und Federn angetan und auf seinem gewöhnlichen Schurz gebettet beigesetzt, Männer mit dem Gesicht nach Often, Weiber nach Westen.

Bon manchen Beduinen Afiens werden dem berstorbenen Stammesgenossen, nach dessen Der Tür Waschung an einer Zisterne, die Knie ders Schmerz um ein gestalt an den Hals festgebunden, daß sie das Kinn berühren; so gekrümmt wird die Leiche auf den Sand mit dem Gesicht nach Osten gelegt und mit einem Hausen Steine bedeckt. Strado (Geograph des Altertums) schildert ähnliches von den Troglodyten des Altertums (Hallers ühnliches wohner) in Afrika. — Die To warahs, Beschillt, in einen duinen am Sinai, geben dem Toten einen Sach mit einem Schannit etwas Korn ins Grab. — Vei den Drussen, wird er zum Flammerähnlichen Felsengräbern bestattet.

Bei den Hindus in den nördlichen Ebenen Indiens wird beim Tod eines Brahmanen von den Söhnen ein Valdachin erstichtet und der Tote darauf gelegt, eingewickelt in einen Schal oder ein seidenes Tuch. Der älteste Sohn läßt dessen Haupt rasieren, bindet Ninge von Kusangraß um seine Hände und träat mit drei anderen Briidern oder Vers

wandten den Toten hinaus zum Ort des Scheiterhaufens, indem die begleitenden Haus-bewohner über den Toten hinweg Alumen, Süßigkeiten, Kupfer- und Silbermünzen unter die Leute werfen. Auf dem Verbreunungsplatz wird eine Oblation (Opfergabe) von einer Reiskugel, mit geronnener Milch und Vlumen gemengt, für die Manen des Verstorbenen gemacht, auf allen vier Seiten Wasser ausgegossen und ein irdenes Gefäß zerbrochen, worauf der Leichnam auf den Holzstoß kommt. Um vierten Tage werden die noch übrigen Gebeine gesammelt, nach dem Ganges gesendet und in dessen Flut hineingeworsen.

Die Dahaks auf Borneo bringen den Geistern der Verstorbenen Speiseopser aus gestochtem Reis mit etwas Fisch und Fleisch. Besonders auf hohen Vergen, dem Ausenthalt mächtiger Geister, werden ihnen solche Speisesoder Hühneropser dargebracht. — In Tibe kingerden arme Verstorbene mit einem Stein beschwert und in die Gebirgssstässe geworsen.

Es dürfte bekannt sein, daß auch die spärlid) noch vorhandenen Parfen (Feneranbeter, Anhänger der altpersischen Meligion des Borvaster — Zarathustra —) in Vombay und Malkutta gleichsalls ihre Leichname von Nasvögeln verzehren lassen, und zwar bringen sie dieselben auf den eigens hierzn errichteten, oft beschriebenen "Turm des Schweigens". den Palmen der Umgebung hoden massenhaft felt und faul kahlhalsige Aasgeier, die Schnäbel webend und nach dem gewohnten Fraß spähend. Der größte Turm dieser Art unter fünsen in Wombay ist 25 Fuß hoch und hat 272 Juß im Umfreis. Er ist weiß getüncht, rund und der Inneuraum verjüngt sich trichterförmig nach unten. Auf der Plattform mit drei Erreisen für Männer, Frauen und Kinder wird der Leichnam nackt niedergelegt, das Gesicht der Sonne zugekehrt. Nach kaum zehn Minuten ist der Kadaver bis auf die Anochen abgenagt. Diese bleiben liegen, bleichen und zersallen und werden dann in die schachtartige Grube des Mittelpunktes gekehrt, wo sie allmählich in Stanb zerfallen.

Ehinesen und Koreaner, bei denen der Ahnenkultus herrscht, senken ihre Token in einfachen Holzsärgen an unfruchtbaren Orten in die Erde. Die Trancrzeit währt in China 27 Monate, innerhalb welcher im Frühjahr und Herbst dem Geist des Verstorbenen auf dem Grab geopsert wird. Bei den Japanern wird der Toke in ein weißes Tuch gewickelt, auf das ein Priester Gebete schreibt. Der Körper, mit gewissen Salben geschmeidig gemacht, wird mit angezogenen Armen und Veinen in einer dem Kind im Mutterleibe ähnlichen Stellung in einen zhlindrischen Sarg gebracht, der in eine könerne Urne geseht wird. Neuerdings bat sich in Japan die Fenerbestattung starf verbreitet.

Der Türke (Osmane) gibt seinem Schmerz um einen Toten feinen starken Aus. druck; er glaubt an das "Kismet" (Fügung von oben) und an ein Wiedersehen im Jenseits. Die Bestattungsweise ist einfach bei Reich und Arm, Vornehm und Gering. Nach Waschung der Leiche werden Ohren, Mund und Nasenlöcher mit Baumwolle verstopft, die Leiche in Linnen gehüllt, in einen offenen Sarg gelegt und dieser mit einem Schal bedeckt. Nach furzen Gebeten oder Verlesung von Stellen aus dem Koran wird er zum Friedhof getragen und mit dem Wesicht gen Osten beerdigt. Dagegen wird bei anderen Muhammedanern von den Weibern ein durchdringendes Klagegeschrei angestimmt.

Unter den hervorragenden geschichtlichen Belfern haben die Aegypter den Totenkultus eifrig betrieben. Die Pyramiden waren riesige Grabstätten, welche die Könige sich erbauen ließen, wo sie einbaliamiert und, von ihren Die Aeue Welt. Illustriertes Unterhaltungsvlatt.

Lieblingsgegenständen umgeben, das Dasein sortzuseigen glandten. Daß das Einbalsamieren auch in der Bevölkerung verbreitet war, beweist die große Zahl ausgegrabener Minnien.

A CARPORT OF THE PROPERTY OF T

Welchen hohen Wert die Griechen auf die Bestattung legten — durch Fener an Bornehmen sowie überhanpt bei Epidemien ---wissen wir aus Homers Gesängen sowie aus der bereits erwähnten Tragödie des Sopholies, in der die Schwester die Todesstrafe riskiert, um den Bruder nicht unbestattet zu lassen. Die Seele führt im Hades ein schattenhaftes Dahein, "ganz der Besinnung entbehrt sie," die aber flüchtig zurückkehrt, wenn die Scele Blut der Totenopfer trinkt. Solange der Leib nicht beflattet ift, muß sie ruhelos am Ufer des Styr (Acheron) umherirren, des schauerlichen Flusses der Unterwelt, auf dem sie hernach von dem Kährmann Charon übergesett wird, zu welchem Behufe dem Toten ein Geldstück (Obolus gleich 13 Pf.) als Fährlohn mitgegeben wurde, ferner ein Stück Kuchen zur Beschwichtigung des dreiföpfigen Hundes Rerberos. Klagefrauen, Lobredner fehlten nicht bei den Bestattungsfeiern, die von besonderen höheren Beamten geleitet wurden. Der Leichnam wurde befränzt und mit Petersilie bestreut, wohl wegen des würzigen Geruchs, daher' die griechische Redensart "er braucht Petersilie" im Sinne von: er wird bald sterben. Bor dem Totenhaus wurde der Göttin der Unterwelt Persephone (Proserpina), Gemahlin des Aides (Pluto, auch Orfus bei den Römern) ein Totenopfer gebracht. Achulich bei den Römern, die, wie früher auch die Griechen, mit ihren Helden Pferde, Sklaven, Kriegsgefangene verbrannten und blutige Fechterspiele veranstalteten. Die Reichen hatten eigene, meist erbliche Grabstätten mit kostbaren und künstlerischen Monumenten, die, weil unverletzlich, Flüchtlingen oft als Zufluchtsstätten dienten. Solche hatten schon die Griechen (das Mansoleum). Als Totenseier wurden jährlich im Februar die "Feralien" geseiert mit reichen Opferspenden.

Wei den alten (Vermanen und Relten schließlich war Nebelheim (Ristheim) die Wohnung der Toten, beherrscht von der Totengöttin Hela. Mur die in der Schlacht gefallenen Helden gingen in die Burg Walhalla ein, in der Götterregion Ajenheim (Ajen gleich Götter, die Hoben). Die keltischen Druiden (Priester, Zauberer) lehrten, die Seele gehe im Jenseits in einen neuen Körper ein und führe dort ein dem irdischen ähnliches Dasein mit ähnlichen Genüssen und Beschäftigungen und verkehre sogar mitunter mit ihren Hinterbliebenen, weshalb Briefe an die Verstorbenen in die Flammen geworfen wurden. Man pflegte auch mit dem Verblichenen sein Schlachtroß, Waffen und Schmuck mitzugeben, um ihn dort nichts vermissen zu lassen. In den roheren Zeiten war es nicht selten, daß sich beim Tode eines Vornehmen einige Angehörige und Klienten in die Flammen stürzten, auch ließ man Sflaven und Schutzbefohlene, die der Berstorbene besonders geliebt, töten und mit dem Herrn verbrennen oder begraben.

J.

Kunstformen der Natur.

Von Ernst Schur.

en reichen Vorratschat, den die Natur für die Kunst bereit hält, hat der Mensch erst allmählich erfannt und ihn sich nach und nach erobert. Speziell das Kunstgewerbe hat davon profitiert. Gerade seine Mittelstellung zwischen Kunst und Praxis hat das gesordert. Dem indem es einmal dem Notwendigen, Niikelichen, Zweckmäßigen folgen mußte, suchte es nach dem Schmuck, der dem Praktischen ein schwes Aussehen gab. Es sah diese Einheit

von Notwendigkeit und Schönheit in den Gebitden der Natur. Das Truament war das Produkt dieser Sehnsucht und seine Entwickelung zeigt die Wechselwirkung zwischen Natur und Krunst, zeigt, wie die Natur einzog in die krunst. Hier, wo es sich um das Druament handelt, wird leicht klar, daß zwischen Natur und krunst eine Beziehung besteht. Wenn wir den Buchichunck, die Keramik, die Möbelkunst, die Architekturen ausehen, überall begegnen wir einer Truamentik, die uns Reminiszenzen an die Natur weckt.

Es gibt nun verschiedene Arten, aus der Natur Muster und Motive zu gewinnen. Bei den verschiedenen Wölkern sinden sich verschiedene Methoden und jeder Stil jant die Aufgabe anders an. Bald wird dem Naturvorbild mehr gefolgt, bold will man eber das Stilistisch-Deforative betonen; bann wieder wendet sich das Bestreben einer ganz abstrakten Art zu, die mehr geometrische Gebilde bevorzugt. Immer aber sehen wir auch schon hier, daß eine Umbildung nach irgendeiner Richtung hin vorgenommen wird. Das Naturmotiv wird als gegeben, als Vorbild genommen, und nun arbeitet die Phantasie die Form um, preßt sie in die gewollte Vorstellung und entfernt sich wieder von der Natur, so daß oft nur noch undeutlich das Vorbild durchschimmert.

Das muß so sein. Denn da das Drnament einmal einem bestimmten Gegenstand angepaßt, aufgeseht wird, muß es sich einem bestehenden Organismus einfügen. (Bleich, ob es plastisch herauskommt aus der Fläche (wo die Naturform noch am ehesten gewahrt werden kann), oder ob es der Fläche sich einfügen muß (wobei eine starke Uebertragung verlangt ist), oder ob es nur als Teil, nicht als Ganzes schmückend mitwirkt (so daß das Naturvorbild zerpflückt und aufgelöst wird), es dient einem Ganzen und daher muß es darauf Mücksicht nehmen. Dieses Ganze hat nun, sei es ein Möbel, eine Buchseite, ein Pokal, eine Zweckbestimmung; auf dem Möbel will man siten, den Text einer Seite will man libersichtlich lesen; aus dem Becher will man trinken. So daß also dies Erfordernis der praktischen Branchbarkeit zu zweit auf das Denament bestimmend einwirkt. Dann bat jedes Material seine bestimmte Technik und das Ornament wird davon beeinflußt.

Stilen das eine oder das andere mehr hervortritt, der Schmuck oder der organische, notwendige Kern. Die Griechen folgten mit ihrem mehr geometrischen Mäanderornament einem abstrakten Schönheitsempfinden. Im Rokoko überwuckert ein reicher, überreicher Schmuck den Kern und umfleidet wie spielend die Sachform. Aber selbst da, wo die Natursorm scheinbar naturalistisch bleibt, und Pflanzen, Knospen, Zweige und Blumen sich ineinanderschlingen, da ist diese Art erst bewußt gewonnen, als Meaktion oder als Weiterbildung, und nicht ursprünglich so ins Leben getreten.

Ganze Bölker (wie die Griechen) haben im Anschluß an ihre Architektur das Ornament immer streng stilisierend behandelt; andere gesallen sich vornehmlich (wie die Gotik) in freier naturalistischer Darstellung. Es läßt sich dann verfolgen, daß die primitiven Bölker gerade meist mit dem geometrischen Ornament beginnen. Wellenlinien, Zickzack, Spiralen, Kreise. Anch hiersür vot ja die Natur Vorbilder. Wo Tier und Pflanze vorkommen, werden sie streng stilisiert.

Erst ganz allmählich zieht die Natur ein in die Kunst. Aber schon der vorgeschicht = liche Mensch betritt diesen Weg. Ganz sern, in paläolitischer Zeit, wo das Manunut noch gejagt wurde, sinden wir schon Schnuck auf Knochen und Geweihen eingeritzt, die Tiere und Menschen, auch Linien darstellen. Ganz primistiv natürlich, als eine Art Vilderschrift. Die Steinzeit bringt dann auf Töpfen eine viels

gestaltige Ornamentif. Die Bronzezeit bevorzugt wiederum geometrische Muster, gradtinige und gebogene Tiguren, kreise, Halbkreise, vor allem die Spirale, und ein eigener Formsinn betätigt sich hier. Die Eisenzeit bereichert in der Halkfadlstuse die Tierornamentik, und zwar in plastischem Schund an Geräten, kriigen, Wassen. Das Geometrische gewinnt zugleich reichere, größere Ausbildung; in der La-Tene Periode wird offensichtlich der Schund mehr der Zwecknäßigseit angepaßt. Das Tier wird gewaltsam mit Pstanzenmotiven zusammen gebracht und das Ganze zu einer Einheit ver bunden, ohne Riicksicht auf Raturtrene,

Danach fonnut mit dem Eindringen der Mömer, ein Einfluß von Rom. Hier herrschida das Tier wieder vor. Als die Rölferwanderung, freziell bei den Merowingern, das Farbige aus zubilden beginnt; mit Zchnielz und Email aus gefüllter Zeltenbelag tritt in Dentschland und Frankreich auf. Daraus ergibt sich von selbit eine bandgeslechtartige Ornamentik, während gerade der Norden, speziell Skandinavien, Angel sachsen, bei einer urwächsigen Tierornamentit

verharren.

Schon diese primitiven Zeiten zeigen also in sich eine Entwickelung, die abwechselnd zwischen geometrischer und signelicher Formen sprache variiert. In weiterem Masstabe be gegnet uns das in der ferneren Kulturentwickelung. Die Affyrer bevorzugen lineare Bandver schlingungen, kennen aber auch schon Pflanzenornamente. Die Aegypter legen mit Vorliebe ihrem Schnuck die Lotospslanze zugrunde; ein Motiv, das sie im ganzen zu ihrer Sänlengestaltung führt. Die hellenische Runft, die diese Anregungen übernimmt, geht in der strengen Stillsserung noch weiter, paßt aber die Ornamentik dem Charakter des Gegenstandes bewußt an, so daß der strengeren Form eine reichere Möglichkeit des Wechsels je nach Material und Technif entspricht. Römer und Etruster fügen figürliche Motive an. Das romanische Ornament bevorzugt phantastische Tierfiguren; die gotische Ornamentik wendet sich wieder mit Vorliebe der naturalistischen Nachbildung der Pflanzen zu. Dann kam die Renaissance, die sich an die Antike auschloß, also strenger das Formale betonte. Das lösen Barock und Rokoko wieder auf; der Barock ist prunkvoll, schwer, überladen; das Mokoko graziös, leicht, spielend; für das Rokoko ist das Muschelwerk charakteristisch.

Die Folgezeit repetierte dann alle diese Stile und siigte noch den Orient an, der in der naturalistisch seinen Ornamentik der Perser, der sarbenprächtigen der Juder, der beweglichen und graziösen Art der Japaner ganz neue Möglichkeiten bot. Natur und Kunst waren hier vorbildlich verbunden; das Material, die Zweckbestimmung des Gegenstandes, die Technik ebenso solide wie seinsühlig, getreu und phantastisch berücksichtigt.

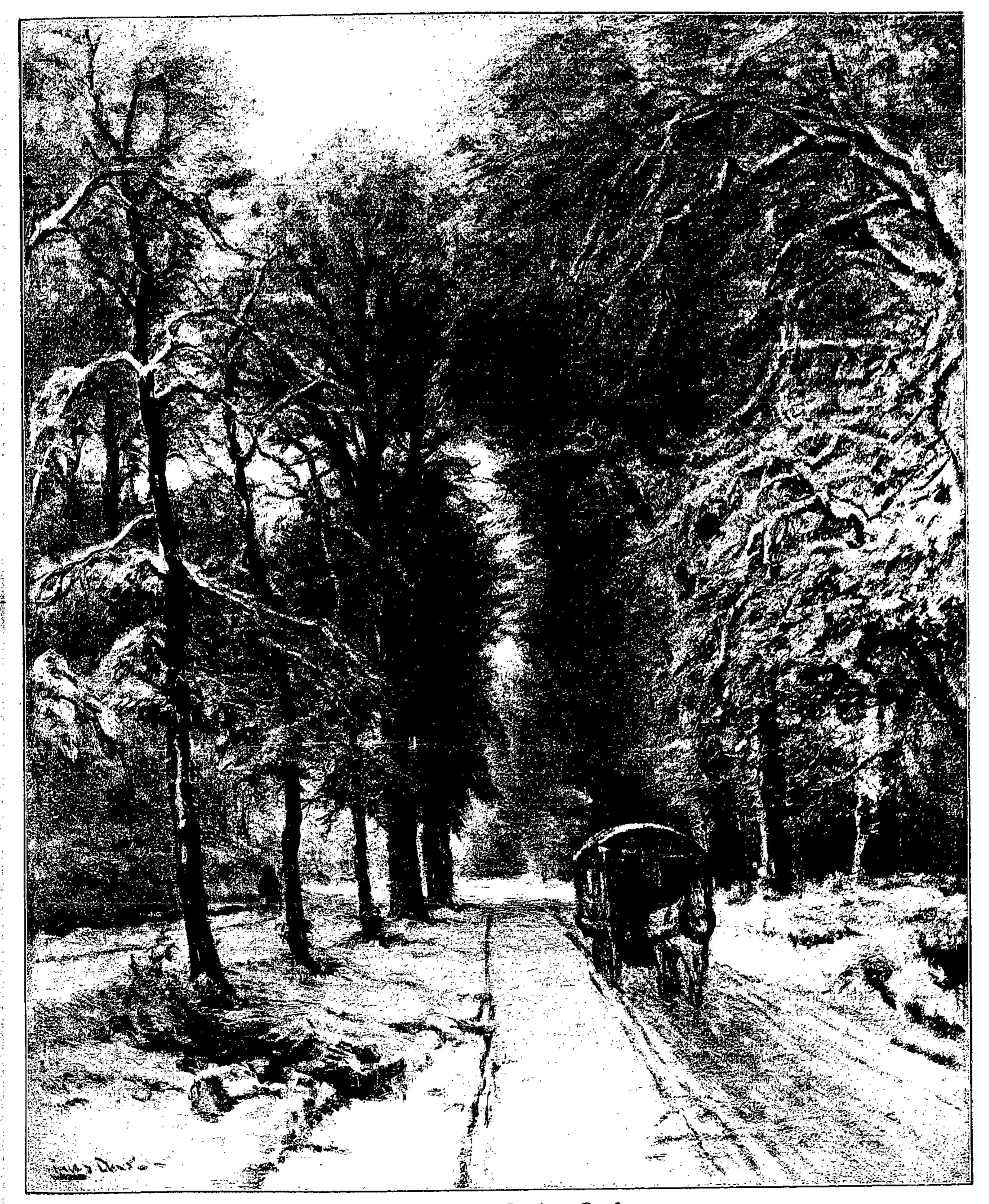
Was den sachlichen Inhalt anlangt, so heben sich das Tier- wie das Pflanzenmotiv heraus, und das wollen wir noch kurz verfolgen.

Das Tiermotiv tritt sehr bald entscheidend in den Vordergrund. Als Jagdbeute spielt es im Leben des Volkes eine große Rolle. In der religiösen Symbolik vieler Gebräuche wird es mit Vorliebe verwandt. Tiere werden geopsert. Tiere erscheinen als verkörperte Gottheiten. Die Köpse der geschlachteten Tiere dienen zuerst als Skelettsorm zur Dachverzierung; dann sucht man sie in Holz nachzubilden.

Besonders reich ist der Orient an Tiermotiven. Er bringt die Fabelwesen, die eine Mischung von Tier und Mensch darstellen, die Greifen und die gestligelten Pferde. Dann aber

auch in natürlicher Nachbildung.

Im romanischen Stil fanden diese Tiermotive in mehr phantastischer Weise ihre Verwertung. Besonders wild gestaltete der Norden



Louis Apol: Von Dorf zu Dorf.

die Tierwelt; hier schreckte man nicht vor gewaltsamer Berbindung zurück. Man reckte und streckte die Tiere; verschlingen und verknoten mußten sich die Glieder, so daß oft das Urbild ganz unkenntlich wird. Dagegen verwandte die christliche Kunst das Tier meist symbolisch (Tanbe, Löwe), als Sinnbild oder abschreckend als Teufelswerk (speziell die Reptilien). Die Renaissance mäßigte diesen Drang und besleißigte sich, der Antike folgend, einer edleren Form. Barock und Rokoko nahmen vom Tier meist Abstand; nur Schnecken, Muscheln, Delphine, Sectiere kehren hier wieder.

Das Pflanzenmotiv erscheint wesentlich später als das Tiermotiv. Dies ist natürlich mit Vorsicht zu verstehen. In Wahrheit ging, wie wir gesehen haben, die Entwickelung im Wechsel vor sich, und die eine Zeit entwickelte, was die andere vernachlässigt hatte. Ebenso wie die vorher gegebene, allgemeine Entwickelung nur den Gang der Eroberung der Natur durch die Kunst skizzenhaft andeuten sollte, so muß auch hier im besonderen, damit man überhaupt einen Weg durch die vieldeutige Wirrnis findet, oft von der Unsicherheit, die die Fülle des Wirklichen gibt, abgesehen werden. In jeder Epoche entwickelt sich ein Nebeneinander aller Richtungen. So ist es also mit Vorbehalt aufzunehmen — in Wirklichkeit kommen Mischungen und Verschiebungen vor —, wenn wir, der allgemeinen Ansicht folgend, sagen: die Pflanze erscheint zulett in der Kunst. Es erscheint das auch psychologisch verständlich. Erst verhältnismäßig spät erkennt man in der Pflanze ein Leben und spürt, daß in ihrem Aufbau, in der Ruhe und Biegsamkeit, in den Formen und Farben für die Aunst ein bedeutsames Vorbild bewahrt sei.

Es ist reizvoll zu versolgen, wie die Griechen das Akanthusblatt immer reicher ausbilden und verwenden. Das Mittelalter dagegen eroberte in gesunder Reaktion die einheimische Pflanzenwelt; Lilie, Mittersporn, Erdbeere, Distel und viele andere Pflanzen der inländischen Flora tauchen als Motive auf. In der gotischen Beit entfaltet diese Verwendung der Natur sich zu üppigem Reichtum. In der Renaissance kommt wieder, dem vorigen entsprechend, ein Riidschlag zugunsten der griechischen strengeren Ornamentik, deren Formensprache sich an den wieder entdeckten klassischen Bauten fand; die Fruchtgehänge sind für sie charakteristisch. Dagegen lebte wieder im Barock und Nokoko eine üppigere Gestaltung auf; ein vielfältiges Ranken- und Muschelwerk breitet sich über die Flächen aus, so reich, daß er die Konstruktion, den Aufbau fast verdeckt.

Was diese kurze Uebersicht lehrt, ist, daß im wesentlichen, wenn man von allen tatsächlichen Berschiedenheiten absieht, die Behandlung, auf die es doch im Künstlerischen ankommt, zwischen Stilisierung und Naturnachbildung sich bewegt. Der Mensch steht einmal der Natur als Beschauer gegenüber und sucht die Bilder, die sich ihm bieten, festzuhalten. Dann aber ist er selbst ein Teil der Natur, ein wollendes und wirkendes Wesen, und er gibt unmittelbar seinem Kunsttrieb nach, auch wenn er Motive der Natur nachbildet. So sieht er nicht das Detail, dem er getreu folgt; es ist, als walte ein Wille zum Ausdruck in ihm. Schon in primitiven Zeiten, und gerade in diesen, zeigt sich dieser Stillsierungsdrang; teilweise aus Unfähigkeit, dann aber auch aus einem bestimmten Triebe heraus, der mehr schaffen, ausdrücken, als subtil nachbilden will. Spätere Epochen, die Tier und Pflanze genauer kennen gelernt haben, die die Natur beherrschen und nicht mehr sich bon ewigen Schrecknissen umgeben fühlen, lernen die Formen treuer, diffiziser nachbilden. Dies wird jedoch wieder so übertrieben, daß die Fiille des Details überwuchert. Dann kommt wieder ein Rückschlag. Man lernt die Faktoren berücksichtigen; Technik und Material, Zived und Bestimmung des Gebrauchsgegenstandes geben Gesetze der Behandlung, an die man sich hält. Vis dann auf diesem Wege gerade wieder das Niveau erstrebt wird, auf dem die primitiven Völker sich hielten: man will stilisieren, man abstrahiert von der einzelnen Natursorm, die nur als Unterlage dient. So kommt man bewußt wieder zur Vereinsachung. Das wird so lange streng durchgesührt, bis sich Theorien und Schemata bilden und die Formensprache erstarrt. Dann wendet man sich wieder der Natur zu, um sich zu besreien aus den Fesseln. So zeigt die Entwickelung ein Auf und Ab, einen Kreislauf.

Die Ausbeute, die Natur geben konnte, schien beendet: da kam von anderer Seite her, von der Naturwissenschaft, eine neue Bereicherung. Als im Jahre 1899 Haeckel die große Sammlung herausgab, die in ihrem Titel "Kunstsormen in der Natur" schon ein Programm bezeichnet, staunte man über den Reichtum der Formen, die hier zur Erscheinung kamen. Das Neich der Protisten (Organismen, deren ganzer Körper in einer Zelle besteht), Urtiere (Nadiolarien, Infusorien), Urpflanzen (Diatomen) stieg auf in einer Fülle zierlicher und phantastischer Formen. Das Mikroskop entdeckte sie; konsequent fortgeführte Forschung, speziell des Meeres, der Tiessee, holte sie aus dem Dunkel der Tiefen. Ihnen gesellten sich andere Organismen an: Algen, Moose, unter den Pflanzen; Polypen, Korallen, Medusen aus dem Tierreich. In Werken, die dem Laien schwer zugänglich sind, waren zum Teil diese Dinge versteckt; dazu brachte neue Forschung reicheres Material herbei. Haeckel, den Forscher, der auch künstlerisch zu sehen verstand, fesselte die Welt so sehr, daß er beschloß, der Kunst ein neues Material damit zuzuführen.

So kann man diese Dinge ganz ohne wissenschaftliche Pedanterie wie als künstlerische Erscheinung betrachten. In der Tat, sie geben Die Gesetzwunderbare Ueberraschungen. mäßigkeit formt hier phantastische Gebilde. Wie eigenartig ist der Körperbau der Scheibenstrahlinge. Kreise, Punkte, Spitzen so wechselnd vom Mittelpunkt aus geordnet und in Wellenlinien strahlenden Gefieders endigend, daß das Ganze aussieht wie ein reiches, phantastisches Ornament voll zierlicher Gliederung und lebendigem Rhythmus. Das scheint alles tot, und doch ist es von geheimem Leben erfüllt. Barte Aederchen schlängeln sich wie Fäden über dunkle Flächen, einem feinen Stickmuster gleich. Am Rande sind ovale Ninge und gezahnte Kreise angesett; eine Fülle variabel verteilter Pünktchen bettet ein solches Muster kunstvoll ein: Betonung und Auflösung ist damit kunstvoll gegeben. Kalkschwämme sind wie reiche Gestaltungen aus dekorativer, moderner Künstlerphantasie bis ins kleinste diffizil aufgebaut; eine Phantasie scheint hier zu walten, reich und sicher, subtil und graziös wie orientalischer Kunstfleiß. Die Scheibenquallen rauschen prächtig in hellblauem Schmuck einher, und die vielgestaltige Wirrnis der rosa Fangfäden umflattert sie wie Wimpel und Jahnen. Die sechsftrahligen Sternkorallen formen Sträuße bon zartester Fügung, und ihre geometrischen Muster sind in ihrer bewußten Gestaltung kaum von Entwürfen moderner Künftler zu unterscheiden, die in einem geschlossenen sechseckigen Sternornament den Schmuck auf einer Fläche sammeln wollen.

Das prickelt alles und lebt, schließt sich zussammen und sendet lockere Fühlsäden aus, und gerade die Kleinheit dieser Erscheinungen stellt immer das Ganze leicht übersehbar und abgesschlossen hin, während die Natur sonst sich groß und beherrschend dartut, so daß der Künstler leicht die Einheit, das Große, über dem Detail übersieht. Hier dominiert die ganze Form, und das Detail belebt die Flächen.

Die vierstrahligen Sternkorallen spinnen Nehe vibrierender Verästelungen; solche Musici erinnern an die Schönheit japanischer Stich blätter. Die geselligen Algetten mischen die Farben Grün und Orange zu blendenden orientalisch reichen Mustern. Die Seesterne funkeln in dunklem Gelbrot und fügen helle Sternchen zu Hunderten in die Fläche. Die eigentümlich fest und konstruktiv gebauten Gurkensterne sehen aus wie in Metall erdachte Beleuchtungskörper von betontem Sachlichkeits. stil. Von all diesen Dingen kann der Künstler lernen. Er kann in bezug auf den Reichtum den Wechsel der Farben kühne Kompositionen sich aneignen. Die verborgene Struktur ent hüllt in ihrer sinnvollen Gliederung eine Gesetz mäßigkeit, die in den mannigfachsten Baria tionen sich dokumentiert. Gerade durch die Fille betont sich die Geschlossenheit der Form, und ein eigentümliches Prinzip der Wiederholung kehrt fast immer wieder. Das Geo metrische zeigt sinnvolle Logik. Diese Linien haben alle einen merkwiirdigen Zusammenhalt. Die Form ist immer, trot aller diffizilen, reichen Behandlung im einzelnen, geschlossen und tritt flar heraus.

Die Kunst hat sich von dieser neuentdeckten Welt nachdrücklichst anregen lassen. Wan sah plötslich in ein fremdes Reich, und gerade die Fremdheit reizte. Namentlich das Kunstgewerbe, das nach neuen Ornamenten suchte, fand hier eine unerschöpfliche Fülle.

Aber ist hier nun eine Grenze gezogen? Ist nicht die ganze Natur sinnvoll aufgebaut und enthüllt sie nicht im großen wie im kleinen eine eigentümlich zweckvolle Energie. Die Blumen, die Tiere, die Bäume, die Steine, sind sie nicht ebenso eigen gebaut? Das tägliche Sehen stumpst ab! Wir gewöhnen uns, das Schema gelten zu lassen, und wenn wir etwo einen Baum sehen, denken wir meist weder andie große Form noch an das überraschende Detail. Das aber ist der Beruf des Künstlers: mit immer frischen Organen zu sehen und aus der Welt des Sichtbaren die Formen zu holen.

Nicht nur in der Geschichte der Vergangenheitsstile tritt uns Natur in mannigsacher Umbildung entgegen. Auch in den Methoden der Gegenwart finden wir in gleicher Weise verschiedene Arten, aus der Natur das Motiv zu reißen, das dem Material, dem Zweck sich anpasse. Das ist im Eigentlichen der Sinn des kunstgewerblichen Schaffens und des kunstgewerblichen Unterrichts.

Nach zwei Richtungen hin kann die Natursorm für den Künstler Vorbild sein: in Form und Farbe, in der Struktur in der Erscheinung. Danach sondern sich schon die Wege. Die eine Art holt aus dem Naturvorbild ein Liniensornament, die andere den farbigen Wert. Beides

kann dann zusammengehen.

Nehmen wir die Pflanze; irgendeine. Der unbefangene Künstler, der sich der Natur ganz hingibt, wird an der ganzen Erscheinung einer Blume seine Freude haben. Wie der Stengel auswächst, wie das Blatt sich anfügt, wie die Blüte den Stengel krönt, all das offenbart ihm das geheime Leben des Organischen, das ihn reizt, künstlerisch das Gesehene so zu verwerten, wie es sich ihm darbietet. So schlingt sich eine Blume um den Text einer Druckseite; sie ziert das Möbel, sie kehrt in Tuchen und Stoffen wieder. Das Bildhafte, Naturalistische bringt es mit sich, daß eine organische Verbindung mit dem Material nicht eingegangen wird. Der Schmuck wirkt daher aufgesetzt. Die Technik hat keinen Einfluß auf sie gehabt. Zwischen Schmuck und Stoff besteht eine Differenz. Und die gleichmäßige Wiederkehr des durch keine stilistische Kraft gebändigten und in Form gebrachten Naturmotivs ermüdet. Wir sehen, gerade deswegen bleibt hier die dauernde Wirkung aus, weil Natur nicht gestaltet wurde. (Schuß folgt.)

Der Defraudant.

Erzählung von hans Oliwaid.

ie Gemeinderäte atmeten auf und räusperten sich. Endlich war die Sitzung vorüber. Schuhmachermeister Hoppe stieß seinen Nachbarn, den Ackerbürger Hoppe mit dem Ellbogen. Pernit schreckte aus seinem Halbschlaf.

"Jau, jaul Wat soll ick denn?"

"Nix — wir sind fertig!" antwortete Hoppe. "So — jau, jau!" meinte Pernit und blinzelte mit seinen kleinen, grauen Augen.

Einige Gemeinderäte standen auf und gingen nach den Folzriegeln, die sich an der Wand des weißgetiinchten Zimmers entlang zogen. Andere traten an die hohen Spithogensfenster und betrachteten die alten Ahornbäume auf dem Marktplat, die verkauft werden sollten.

Mir sollte et leid tun, dasor eenen Groschen zu geben. Die ollen Dinger lohnen doch nich dat Abschlagen und den Arbeetslohn!" sagte einer von ihnen. Pernitz aber, der hinzugesommen war, sprach in seiner verschlasenen Weise, mit dem stoppeligen, verbrannten Gesicht nickend: "Na, denn werde ich se man koosen. Venn se keen andrer will?"

Er schnappte die bläulichen, dicken Lippen zu und sah sich um, die hellen Augen weit auf-

reißend.

Die andern lachten.

"Pernits nimmt immer dat, wat de andern liegen laten! — Na, wenn's de dett in'n Ofensteast — Du, dat schmookt! — Dat brennt, wie wenn Du'n nassen Lappen int Feuer hältst!"

"Muß man denn dat in't Feuer stecken?" fragte Pernitz, von einem zum andern sehend.

Die Bauern wollten wieder lachen. Aber der dicke Schlächtermeister winkte ab, klopfte ihm auf die Schulter und sagte:

"Nannst ja die Bäume in de Tasche stecken!"

Jett prusteten alle los.

Da griff Hoppe, der kleine vermeckerte Schuhmacher mit dem bleichen Gesicht, das von einem verblaßten, grauen Bart eingerahmt wurde, Pernit am Arm und zog ihn nach der Tür: "Komm man!"

Als der Bürgermeister das Klappern des ausgeleierten Türschlosses hörte, sah er auf von

seinen Aktenbundeln:

"Ach — meine Herren — fast hätte ich das Wichtigste vergessen. Um Gotteswillen — das hätte ja schön werden können! — Denken Sie sich — aber erst muß ich streng fordern, daß die Angelegenheit durchaus — verstehen Sie mich — durchaus! — geheim gehalten wird!"

"Wat — wat seggt hei?! Wat's los?" fragten die Gemeinderäte und drängten sich alle um den großen, schwarzbraunen Tisch.

Der Bürgermeister machte eine abwehrende

Handbewegung und sagte feierlich:

"Ich muß erst bitten, Platz zu nehmen!" Die Gemeinderäte setzten sich so rasch, wie sonst nie — und sahen ihn neugierig an.

Er schwieg — einige saßen noch nicht still

und schurrten mit den Füßen.

"Na — nu los!" nickte der Schlächter.

Der Bürgermeister sah ihn gar nicht an, sondern blickte nach der Stelle, wo mit den Stühlen gerückt wurde — bis sich kein Laut mehr hören ließ.

Als er dann noch nicht gleich begann, fragte

Pernit: "Wat wird denn nu?"

Da bekam er einige Rippenstöße und der Schlächtermeister schrie ihn an:

"Ruhig sollste sind!"

Pernit kroch in sich zusammen. Dann be-

gann der Bürgernteister:

"Das Schreiben, das mir hier vorliegt, habe ich erst heute bekommen. Aber es ist von so großer Bedeutung, daß ich Ihnen schon heute

den Inhalt mitteilen muß. Bloß — ich bitte Sie inständigst — bewahren Sie Stillschweigen!"

"Jau! Jau!" riesen mehrere. "Wat is denn? So räden Se doch um Himmelswillen!" "In unserm Ort sollen Steuerunter-

schlagungen vorgekommen sein!"

Der dicke Schlächter wurde ganz blaß. Andere erröteten bis unter die Haare. Der Kaufmann Stritving strich seinen am Kinn ausrasierten Bart und suhr sich dann mit der Hand
zwischen den schmalen weißen Kragen und den
faltigen Hals, als sei der weit abstehende
Kragen noch nicht weit genug.

Der Schuhmacher Hoppe aber sah sie alle

an und sagte saut:

"Kiek, fiekl"

Der Mürgermeister schien recht zufrieden zu sein mit dem Eindruck seiner Worte. Gelassen erläuterte er sie:

"Ja — der Herr Landrat unseres Kreises, Herr von Rohrbeck, hat mir mitgeteilt, er habe in einer Privatunterhaltung ersahren, ganz außerordentlich viel Gesuche um Steuersstundungen seien von Einwohnern unseres Ortesgewünscht worden. . . Bitte um Ruhe, meine Herren! Nur Nuhel"

Strilwing hatte erregt mit den Händen auf den Tisch geklopft. Er sah aus, als wolle

er zerplaten. Laut schrie er:

"Insere Ehre! Die Ehre unserer Stadt!"
"Ich weiß!" antwortete der Dürgermeister.
"Darum bitte ich ja um Stillschweigen. Denn es handelt sich um die Ehre von einzelnen Personen und auch um den Auf unserer Stadt. Unser Stenereinnehmer soll jedenfalls die Stundungen befürwortet haben. . . . Und sast alle sollen wegen Mißernte und des damit verbundenen schlechten Geschäftsganges befürwortet worden seinem hohen Steuerbeamten, der unsere Stadt bedauerte — die nun schon zwei Jahre von Mißernten heimgesucht worden sein soll."

"Aber das ist doch gar nicht wahr" rief Striwing entrüstet. "Das lassen wir nicht auf

uns siten!"

"Nä, dat lassen wir nich uff uns sitzen!" wiederholte der neben ihm sitzende Ackerbürger Nitze, mit dem kleinen Kopf wackelnd.

In der Dämmerung, die in das hohe, kahle Gewölbe einzog und sich zum Zwielicht verdichtete, sahen die erregten, roten Gesichter wild und verstört aus. Nur einige Gemeinderäte schienen von dem matten Licht zum Schlummern gereizt zu werden und einzunicken. Die meisten waren entrüstet. Schuhmacher Hoppe aber kniff die Augen zu:

"Denen tat es leid, daß sie nicht versucht hatten, auf diese Weise ihre Taler anstatt in die Steuerkasse, in die eigene Kommode zu stecken."

Strüwing rief jett: "Nein, Herr Bürgermeister, das kann alles man ein Fretum sein!" "Wenn ich es Ihnen aber schwarz auf weiß

zeigen kann?"

"Das ist nicht wahr, daß ein Thorstädter Bürger die Behörde hintergangen hat!"

"Wir wissen alle, wat wir ihnen schuldig

"Wir rechnen es uns zur Ehre, zu tun, was in unseren Kräften steht."

So riefen ihm mehrere Gemeinderäte laut und zornig zu.

Ein Ackerbiirger schrie: "Wir dhun mehr,

als wir können!"

"Nun — es geht doch nicht, daß wir alle zugleich sprechen!" ermahnte der Bürgermeister. "Also, wer wünscht zuerst zu sprechen? — Herr Strüwing, bitte!"

Mit zitternder Stimme, scheinbar tiesen Gram tragend und verletzt, sagte Strüwing: "Die Verdächtigung, die uns hier so ins Gesicht geschlendert worden ist, beausprucht sosortige Veratung!"

"Bitte — das wollte ich nicht," wendete der Bürgermeister ein. "Ich wollte die Sache vorläufig nur zur Kenntnis bingen."

"Ich aber beantrage Beratung!" beharrte

Strinving.

"Sehr recht! Sehr recht!" rief Hoppe schadenfroh, seine pechigen Hände reibend. Er war stets vergnügt, wenn es einen kleinen

Streit gab.

Pernit, der schon seit seinen Schulsahren mit ihm zusammenhielt und der die auf dem Kiet, der Armelentegegend, gewählte Opposition mit dem Schulmacher bildete, machte das "Sehr rechtl" mit seiner rauben Basstimme nach. Hente stimmten alle ein: "Sehr recht!" Galt es doch dem Führer der Mehrheit, dem Kansmann Striiving.

Der Blirgermeister klingelte ärgerlich mit

der Glode:

"Das Geschrei nütt ja gar nicht! — Das ist doch keine Artl" fügte er leise und ärgerlich hinzu, als er sah, daß seine Partei ihn im Stich ließ . . . "Bat noch jemand was zum Antrag Striwing zu sagen?"

"Ich bitte ums Wort!" rief vom Ende des Tisches ein langer, breitschulteriger Mann mit

piepsiger Stimme.

"Herr Tischlermeister Geserit hat das Wort," sagte der Bürgermeister resigniert.

"Ich habe eigentlich den Worten meines gesehrten Herrn Borredners nichts hinzuzusüssen," fing Geseritz an. "Er hat mit vollem Necht ausgeführt, daß die Verdächtigungen, die der Herr Viirgermeister uns ins Gesicht geschlendert hat, sofortige Beratung beanspruchen. Darum kann ich Sie nur bitten, dem Antrage des Herrn Striiving zuzustimmen."

Er blidte triumphierend um sich, wie ein Mensch, der eine außergewöhnliche neue Wahrheit vorgetragen hat. Dann ließ er sich mit schwerem Ruck auf den Stuhl sallen, daß der knackte — Geseritz war mit seinem Ersolg zufrieden. Nief doch Hoppe wieder: "Sehr recht!"

Das heimliche Grinsen des Schuhmachers

sah der Tischler nicht.

"Dann können wir also abstimmen?" fragte der Bürgermeister.

Aber da meldete sich noch ein kleiner Bauer, der zu allen Reden genickt hatte.

"Ich hadde um't Wort gebäten!"

"Herr Nitzel" meinte der Bürgermeister voller Ergebung und sehnte sich zurück.

Nitze erhob sich. Mit dem Bewußtsein und dem Ernst seiner wichtigen Würde sach er um sich und versuchte, so hochdeutsch wie möglich seine Ansicht zum Besten zu geben:

"Meine Herren! . . Ich — ich — — ich wollte man bloß seggen — dat mein Vorredner all' gesagt hat, wat ich seggen wollte!"

Langsam und feierlich setzte er sich wieder. Und nun wurde beschlossen, daß die Angelegenheit sogleich beraten werden solle. Striiwing bat in höflichen Worten den Bürgermeister um einige Lampen aus dessen über dem Natszimmer liegenden Wohnung. Der Bürgermeister wollte es mit dem Kaufmann nicht verderben und ging hinaus, um von seiner Frau die Lampen schicken lassen.

Heleidigung für die Bürgerschaft! Und alles das sollte noch auf die lange Bank geschoben werden?!

Totenfest.")

Aluf welten Gräbern ein Novembertag, Ein kalter Regen raschelt leis im Laube, Im Nebel sant die Ferne. Glanzberandt Neigt sich der Simmel nieder zu dem Staube,

Nun streift die Zeit mit schwerem Flügelschlag Gefurchte Stirnen und gesenkte Scheitel, Und jede Stunde spricht das Wehenvort Uralter Weisheit: Es ist alles eitel!

Es breitet ihre Schauer übers Land Die Stille, die die Ewigkeit entboten, Und Erdenheimweh trägt das müde Berz Zu stiller Zwiesprach' mit des Lebens Toten.

Otto Rriffe.

Der Adler. Im Winter, als die See mit Eis und Schnee bedeckt war und die Wildgänse und Möwen tot aus den Lüsten sielen, hatten sie ihn gesangen. Ohne Mühe, denn er war halb verhunsgert und sast erstroren. Er hocke, jämmerlich anzussehen, mit schläfrigen Augen auf dem Eise und geswahrte seine Feinde erst, als sie nur noch einige Schritte von ihm entsernt waren und die Hände schon nach ihm ausstreckten. Da risz er die Augen auf, versuchte die Flügel zu heben, und tat ein paar flüchtende Schritte. Iber Friß, der Gastwirtssohn, hatte ihn schon gepackt. Und einige Minuten später hatten sie ihm ein Taschentuch um Kopf und Schnabel gebunden und schleppten ihn fort.

Frit sperrte ihn in das Hühnergitter, das sich teils an die Hofmauer, teils an den Stall lehnte, und gab ihm zu fressen. Zunächst nahm er nichts; aber nach einigen Stunden hacte er vorsichtig auf die toten Fische ein, und dann verschlang er sie voll Gier. In den folgenden Tagen gaben sie ihm Aleischabfälle aus der Käche und eine tote Krähe. Er schlang alles hinunter und allmählich löste sich die Starrheit seiner Glieder. Er versuchte Die Flügel auszuspannen, und als es ihm halbwegs gelungen war, erhob er sich mit einem jähen Mud. Er prallte ab an den Brettern, die den Manin deckten, und fiel plump zur Erbe. Dann hodte er gebuckt bort unten und äugte mit den runden Augen ängstlich nach oben und nach allen Seiten. Schließlich verkroch er sich in der dunfelften Gde.

Dort saß er nun mit immer scheuen Augen, stundenlang unbewegt, und starrte vor sich hin oder Kapperte schläfrig mit den Lidern. Nur, wenn sie ihm das Fressen hincinwarsen, kam Leben in ihn, und er entwickelte einen so guten Appetit, daß Frihens Bater zu murren ansing und die Meinung anssprach, man könne mit ungefähr denselben Mitteln ein Neitpferd ernähren. Aber der Sommer sollte es wieder hereinbringen. Es gab teine andere Schenswürdigkeit in dem kleinen Badeort.

Als die ersten Sommergäste anlangten, ers blicken sie in dem Feuster der Gastwirtschaft ein geschriebenes Plakat: "Der größte Naubvogel der Ostse! Hier zu sehen: ein lebendiger Secadler mit drei Meter Spannweite der Flügel! Für meine Gäste: Entree frei!"

Die Fremden lächelten dann wohl, sagten etwas von "bei uns im Boologischen" und traten hinein, um ein Glaz Vier zu trinken und sich mit ein wenig Fronie nach dem "größten Naubvogel der Ostsee und der umliegenden Gewässer" zu erkundigen. Frih führte sie auf den Hof vor das Gitter. Und weil er es wie eine persönliche Beleidigung empfand, wenn sie an den drei Metern Flügelspannweite zweiselten, versuchte er mit einer Stange den Abler aus seiner Apathie zu scheuchen und die Entfaltung der Schwingen zu beranlassen. Aber ganz glückte es nie. Der Bogel ließ sich wohl aus seiner Ecke ausstöbern und lüpfte mehr oder weniger die Flügel, aber vollständig entfaltete er sie nicht.

Dann lächelten die Fremden wieder recht imperstinent, sagten, der Vogel sei viel zu vorsichtig, um die Angaben seines Brotgebers Lügen zu strafen, gaben einen Nickel als Trinsgeld und ließen Fritzmit rotem Kopf zurück.

Frihens Vater hatte nach wiederholter und genauester Berechnung herausgefunden, daß der Vogel sein Brot nicht berdiene, trohdem sie jede Krähe niederknassen, die sich erreichen ließ. Er meinte, es werde billiger sein, den Abler ausstopsen zu lassen und ihn mit ausgebreiteten Schwingen ins Gastzimmer zu stellen. Dann müßten auch die Zweisler an den drei Metern schweigen. Aber Frih wehrte sich mit Worten und Tränen gegen die Absicht des Vaters und grübelte noch angestrengter als vorher darüber, wie er die Steptifer überzeugen könne.

Bufällig sah er in einem illustrierten Blatt einen Fesselballon abgebildet. Und in schneller Gesdankenverbindung verfiel er auf den ehrenrettenden Andweg. Ein neues Platat erschien am Fenster: "Sonntagnachmittag 8 Uhr: Aufstieg des größten Naubvogels der Ostsel Entree: 20 Pfennig. Das Geld wird zurückgezahlt, wenn der Adler die Flügel nicht ausspannt oder die Spannweite weniger als drei Weier beträgt! Frischer Anstich von Sellem und Dunflem! Es ladet höslichst ein Der Wirt."

In Sonning, nach dem Mittagessen, machten sie sich daran, einen Juß des Adlers an einer Drachenleine zu befestigen. Das war nicht ganz leicht; es gab ein paar scharfe Schnabelhiebe. Aber endlich war es zwei Rännern und dem Anaben gelungen. Sie sperrten den Abler in einen Papageistäsig und trugen diesen in den Wirtshausgarten, der auf einer kleinen Anhöhe am Meer lag. Hier errichteten sie aus mehreren Tischen eine Art Podium und stellten den kläsig darauf.

Um brei Uhr war der fleine Garten gedrängt boll bon Einheimischen und Fremden. Frigens Mutter kochte einen großen Waschkessel voll Kaffee und der Valer stand schwißend am Zapfhahn. Frit hütete den Räfig, berließ ihn keinen Augenblick und wartete auf das Zeichen, das der Vater ihm geben wollte, wenn es an der Zeit sei. Innächst sollten einmal die Futterkosten eingebracht werden. Bielleicht auch noch ein wenig mehr. Um vier Uhr harrten die Zuschauer noch vergebens auf das verheißene Schauspiel. Dann aber wurden sie ungebulbig, flopften mit Stöcken und Schirmen auf die Tische und trampelten mit den Füßen wie in einem Theater, wenn der Vorhang sich nicht heben will. Frit wariete in stoischer Ruhe. Aber dann fagte einer so laut, daß man es im ganzen Garten hören konnte: "Dem müssen ja erst noch die Flügel wachsen, damit er die drei Meter hat.

Da wurde Frit blutrot, slieg auf das Podium und öffnete den Käsig. Der Abler rührte sich nicht; nur der Kupf mit den runden Augen ging äugstlich hin und her. Ein Dutsend Spazierstöcke hilfsbereiter Auschauer trieb ihn endlich hinaus. Er hockte sich äugstlich auf dem Podium nieder, lief ein paar Schritte vor den Spazierstöcken, flatterte erst einige Wale nuruhig mit den Flügeln und dann hoben sich die Schwingen, langsam zunächst, — dann schos der Alder in die Lüste.

"Ahl" Bielstimmig. Langgebehnt.

Nun sahen sie alle, daß Friß nicht gelogen hatte, wenn es auch keiner mit dem Zollstock nachmessen konnte. Frit hielt die Drachenspule, die sich nun mit rasender Schnelligkeit abwickelte, in beiden Händen. Und dann, während aller Augen dem Rogel folgten, gab es plöhlich einen Ruck. Frit schrie auf, lief widerstrebend, von der Schnur gezogen, dis zum Rand des Podiums und siel dann einigen Leuten auf die Köpfe. Es gab ein großes Geschrei und Gezlächter. Nur ein paar Hüte waren zerdrückt.

Der Adler aber schwebte, die Leine am Fuß, hoch oben über der See. sg.

Die Anfänge von New York. Unter den europaifchen Millionenstädten können wir bloß für St. Petersburg eine eigentliche Gutstehungsgeschichte geben und zwar das, weil die Gründung der ruffischen Hauptstadt nur wenig über zwei Jahrhunderte zurüdliegt. Aus bemselben Grunde ift es moglich, die Millionenstädte der neuen Welt bis zu ihren be= scheibenen Anfängen zurückzuberfolgen: die älteste unter ihnen, New York, ist erst drei Jahrhunderte alt. Es war im Jahre 1609, als zuerst Europäer die Stätte betraten, auf der sich heute die stolze Handelsmetropole der Vereinigten Staaten erhebt. Die im Jahre zuvor begründete niederländisch-ivest= indische Handels=Kompagnie hatte das Schiff, den "Halbmond", ausgeschickt, das am 11. September 1609 in den natürlichen Hafen einlief, der ein fo gewaltiger Mittelpunkt des Weltverkehrs werden sollte. Hudson hieß der Rapitan des hollandischen Schiffes, und nach diesem fühnen Secfahrer ift denn auch der Fluß benannt, der sich bei New York ins Meer ergießt. Als die Besatung bes "Halbmond" auf der damals bewaldeten Insel landete, die heute den Kern von New York bildet, kam man zum ersten Mal in Berührung mit den Indianern bom Stamme der Algonquins, die hier hausten. Nach den alten Berichten waren sie über Hudsons prächtiges Scharlachfleid und seine weiße Hautfarbe so erstaunt, daß sie ihn als den lieben Gott ansahen und Boten nach allen Seiten ausschickten, daß der Maniton einge= troffen sei. Hudson verabfolgte den Nothäuten so= gleich Branntwein. An das Feuerwasser noch nicht gewöhnt, wurden sie betrunfen. Dadurch fam die Stadt New York zu dem Namen, den fie bis heute behalten hat; die Indianer nannten nämlich seitdem in

ihrer Sprache diesen Ort Manhattan, d. h. Staite der Trunkenheit. Schon 1610 entstanden auf Man, hattan die ersten europäischen Hütten. Es hauften darin holländische Raufleute, die auf Hudsons Le. richt hin herbeieilten, um mit den Indianern Belg, handel zu treiben. Dies Geschäft erwies sich als sehr einträglich; denn die Indianer ließen sich mit Messern, Perlen und Wampungürteln abspeisen, deren Wert sie enorm überschähten. So wuchs bie niederländische Kolonie auf Manhattan rasch. 1614 bekam die Ansiedelung den Namen ReusAmsterdam, und das ganze Gebiet, worauf die Hollander nun "Mechte" geltend machten, hieß seitdem Reu-Micderland. 1626 befam die Rolonie schon einen Gouver. neur in der Person von Peler Minnewit, einem geborenen Denischen aus Warel Ge forgte nun rach träglich dafür, daß die Holländer auf Manhattma auch ein erweisliches Besibrecht befamen. Er fauste nämlich den bisherigen Gigentümern, den Algonquins-Indianern, die 22 000 Acres große Infel ab, für sage und schreibe 60 Gulben, d. i. rund 100 Mil. Heute wird Manhattan bon ungefähr 2 Millionen Menschen bewohnt und hat einen Wodenwert, ber nach Milliarden gerechnet werden muß. Das tonnte freilich dazumal niemand ahnen; aber natürlich war auch unter den Umfländen jener Zeit die an gutem Ackerland, Wibern und Wild reiche Insel nicht mit 100 Mf. bezahlt, und man weiß sonach, was es nut dem "ehrlichen Handel" auf sich hat, durch den bie Holländer überall in Neu-Riederland Grund und Woden von den Eingeborenen erworben haben follen. Das Feuerwasser wird auch hierbei eine große Molle gespielt haben, wie bei allen holländischen Geschäften mit den Indianern, und wenn diese dann in ihrem Rausch Ezzesse begingen, so fiel man mit Feuer und Schwert über sie her. Schon Minnewit errichtete zum Schutz gegen die Mothäute ein Stein fort in Neu-Amsterdam, und sein Nachfolg : Stunbefant ließ zum gleichen Zweck quer über Manhattan einen Wall ziehen, deren Stelle heute die in ihrem Namen an ihn erinnernde New Yorker Wall-Street einnimmt. Bon ben berschiedenen Indianer: friegen diefer Beit fällt der gefährlichste ins Jahr 1655, wo 64 Kanves vor Neu-Amsterdam erschienen und großen Schaden anrichteten. Hieraus läßt sich schon entnehmen, daß man das "rasche Aufblüben" bon Neu-Amsterdam nicht überschäßen darf. Wohl kam verhältnismäßig erheblicher Zustrom von Auswanderern aus Europa, darunter auch zahlreiche Deutsche, nach Neu-Niederland. Die Dimensionen der "Hauptstadt" Neu-Amsterdam blieben aber doch bis weit über die Mitte bes 17. Jahrhunderts über aus bescheidene. Dabon gibt eine drastische Wor stellung die älteste Ansicht der Stadt, ein hollandischer Holzschnitt dieser Zeit, der im Bordeigrund einen Galgen mit einem Delinquenten daran, im Hintergrund eine Rirche und eine Windmuble zeigt; die Anzahl der Häuser kann sich nach diesem Wild kaum auf viel mehr als hundert belaufen haben. Es ging noch recht primitib zu. Waren boch Die Bäuser in diesen ersten Beiten mit Stroh gebedt. Fast alle Ginwohner trieben Ackerbau, daneben spielte natürlich die Jagd eine sehr große Rolle. Olterns und Biberfelle waren der geschätzteste Handelsartikel der Ausfuhr von Neu-Amsterdam. Die Lohgerber der Stadt bezogen die nötige Borke aus dem Urwald, der sich an der Stelle des heutigen New Yorker Bentralparkes befand. Neben dem Handel spielte übrigens auch der Seeraub in Neu-Amsterdam anfangs eine erhebliche Rolle. Es ging also noch recht urwüchsig zu. Bald zeigten sich arer schon Anfänge eines selbständigen öffentlichen Lebens. Die Kolonisten waren migbergnügt über die wirtschaftliche und politische Bevormundung durch die westindische Kompagnie und ihre Bevollmächtigten. Sie fühlten sich bon der Aftiengesell= schaft und ihrem amerikanischen Anhang von Großgrundbesitzern und Händlern ausgebeutet und unterdrückt. Das militärische Regiment des Gouverneurs Stunbesant erregte große Ungufriedenheit. Es wurde soviel erreicht, daß eine allgemeine Bersammlung bon Delegierten der einzelnen Dörfer in Reu-Amsterdam zusammentrat. Da diese Körperschaft aber ohne Einfluß auf die Megierungsgeschäfte blieb, so nahm das Migbergnügen nicht ab, und das hatte bedeutsame Folgen, als 1664 der zweite Handelsund Kolonialkrieg zwischen Holland und England ausbrach. Stuhbefant wollte dem englischen Angriff auf Neu-Amsterdam Widerstand leisten; aber die Einwohner verweigerten ihm die Heeresfolge, weil sie von den Engländern größere öfonomische und politische Freiheit erwarteten. So ging Neu-Amsterbam 1664 ohne Schwertstreich in die Hände der Engländer über und wurde von ihnen zu Ehren des Herzogs von Pork, des nachmaligen Königs Jakob II., ber damals Oberbesehlshaber der englischen Flotte war, auf den Namen New York umgetauft. a. c.

^{*)} Wir entnehmen dieses Gedicht bes feinsinnigen und sormgewondten Arbeiterdichters dem embschienswerten Auchlein "Neue Fahrt", das bei Johann Sossenbach in Berlin erschienen ist.